



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Groth, E. J.: Zum Studium der englischen Sprache und Litteratur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wäre. In neuerer Zeit sind vor allem Britisch-Indien und die britischen Besitzungen in Nordamerika dem Mutterlande auch insofern von unschätzbarem Werte geworden, als England von dort einen großen Teil der Hauptlebensmittel, Getreide und Fleisch, bezieht.

(Schluß folgt)



Zum Studium der englischen Sprache und Litteratur

Von E. J. Groth



ie seit Jahren von den Universitäten geforderte, von praktischen Schulmännern jedoch kaum gewünschte Trennung des englischen Sprachstudiums von dem romanischen ist in der letzten Zeit zur Thatsache geworden. Der Student hat auf Grund der neuen Prüfungsordnung, wenn er sich dem Studium der französischen oder der englischen Sprache widmen will, nicht mehr die Verpflichtung, beide Fächer wissenschaftlich zu betreiben; er kann das Französische mit dem Lateinischen verbinden, oder das Englische mit dem Deutschen, und sich durch diese naturgemäße Wahl einen festumschlossenen und einheitlichen Studiengang schaffen. Hoffentlich verschwinden nun auch die unerhörten Bezeichnungen „moderne Philologie“ und „moderner Philologe,“ die allerdings nur ein würdiges Seitenstück zu den in sprachlicher Beziehung ansehbaren Benennungen „klassischer Philologie“ und „klassische Philologie“ bilden.

Wir haben jetzt also eine auch amtlich anerkannte französische und englische Philologie. Leider ist man noch gar nicht darüber einig, was man eigentlich unter englischer oder französischer Philologie zu verstehen habe. Während die Einen der Ansicht sind, daß die Aufgabe der neueren Philologie darin liege, die in der gesamten Litteratur eines Volkes zum Ausdruck kommenden Kulturzustände kennen zu lernen, nehmen andre den entgegengesetzten Standpunkt ein und behaupten, die neuere Philologie beabsichtige weiter nichts, als Verständnis und Kenntnis der Sprache selber in Schrift und Rede; für die einen ist also die litterarische Erforschung, für die andern die praktische Sprach-erlernung das Ziel und der Zweck des Studiums.

Noch andere, wie z. B. Gröber in seinem „Grundriß der romanischen Philologie,“ leugnen, daß man das eigentliche Gebiet der neuern Philologie

in den lebenden Sprachen zu suchen habe. Nur die unverstandene oder unverständlich gewordene Sprache sei ihr Arbeitsfeld. „Erst wo diese vorhanden ist, bedarf der Erforscher der Vergangenheit eines Gebietes geistiger Leistungen, der Hilfe des Philologen. Der Philolog hörte auf zu sein, wo die Wissenschaft früherer Zeit, deren Entwicklung beobachtet werden soll, eine noch verstandene oder mit Hilfe der lebenden Sprache verständliche Sprache redet. Und wäre gar eine Sprache oder die Sprache unveränderlich, so würde von Philologie nicht geredet werden können.“ Demnach bliebe der Romanist und Anglist nur so lange Philologe, als er sich mit den historischen Entwicklungsstufen der lebenden Sprachen beschäftigt, d. h. solange er auf dem Felde des Alt- und Mittelfranzösischen, des Alt- und Mittelenglischen arbeitet. Diese Ansicht wird gegenwärtig auch von den meisten Anglisten vertreten; ja N. Schröber meint sogar in seiner Schrift „Wissenschaft und Schule in ihrem Verhältnis zur praktischen Spracherlernung“ (Leipzig 1887), der künftige Lehrer, der eine lebende Sprache zu lehren habe, dürfe sich auf der Universität nicht dadurch für seinen künftigen Beruf vorbereiten, daß er sich praktische Kenntnisse einpauke, sondern dadurch, daß er angeleitet werde, über die Sprache wissenschaftlich nachzudenken.

Dieser neue und vielfach verteidigte Grundsatz ruft das Entsetzen aller praktischen Schulmänner hervor. Man soll nun mit einemmale an den höheren Schulen mit Lehrern arbeiten, die zwar vortreffliche Anglisten und Romanisten sind, aber schlechte Engländer und Franzosen. Man verlangt entschieden, daß die Universität ihre Bestimmung in dieser Hinsicht anders auffasse. Es sei nicht ihre Aufgabe, Gelehrte oder Universitätsdozenten heranzubilden, sondern zukünftigen Beamten das Rüstzeug mitzugeben zu gründlicher und sachgemäßer Ausfüllung ihres Wirkungskreises, d. h. in diesem Falle dem Staate Lehrer zu liefern, welche die lebenden Sprachen in Wort und Schrift vollkommen beherrschen, wodurch sie erst für ihre lehramtliche Thätigkeit geeignet gemacht würden. Allein mit Schröber und Gröber sind die meisten Gelehrten dieser Forderung energisch entgegengetreten; Sache der Universität sei es nur, das historische Studium der lebenden Sprache zu bieten. Es könne niemals Aufgabe der Wissenschaft sein, dem Studenten praktische Sprachfertigkeit beizubringen; die Universität sei nimmermehr eine Bildungsstätte für Beamte, sondern eine Pflanzstätte der Wissenschaft; die Philologie höre aber auf, Wissenschaft zu sein, sobald sie sich lediglich mit der lebenden Sprache und deren Litteratur befaße, sobald sie zu einer empirischen Sprachmeisterei oder ästhetisirenden Behandlungsweise litterarischer Denkmäler heruntersinke.

Dem gegenüber versucht Johann Storm, Professor an der Universität Christiania in seinem Buche „Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache“ auch die lebende Sprache philologisch zu behandeln, das akademische Sprachstudium mit dem praktischen zu verbinden und nur als

notwendiges Hilfsmittel zur leichtern und gründlichern Erlernung der lebenden Sprache auszunutzen. Auch Vietors Schrift „Einführung in das Studium der englischen Philologie“ (Marburg 1888) verwirft eine prinzipielle Trennung der Sprachwissenschaft von der praktischen Spracherlernung, will aber im Gegensatz zu Storm die empirische Beherrschung der lebenden Sprache in den Dienst des akademischen Studiums gestellt wissen. Was also für Storm das Ziel und Endergebnis sein soll, wird für Vietor der Ausgangspunkt. „Niemand zweifelt auch daran,“ sagt Vietor, „daß z. B. die praktische Beherrschung der Sprache Chaucers oder der Sprache König Alfreds dem wissenschaftlichen Studium des Englischen großen Vorschub leisten würde. Weshalb sollte die praktische Beherrschung des heutigen Englisch nicht dazu im Stande sein? Ihren Wert für das wissenschaftliche Studium der Sprache zu leugnen und nur die Beschäftigung mit der ältern Sprache als wissenschaftlich wertvoll anzuerkennen, wäre kaum anders, als wenn man behaupten wollte, für den Botaniker sei die Kenntnis der heutigen Flora gleichgiltig und nur die Beschäftigung mit den Petrefakten erspriesslich, die uns aus der Steinkohlen- oder Tertiärzeit erhalten sind. Es ist vielmehr gerade das Leben der Gegenwart, das hier wie dort zugleich der Forschung das reichste empirische Material liefert und die starren Überreste der Vergangenheit erst wieder lebendig macht.“

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß diese vermittelnde Ansicht Vietors zwischen den beiden ausgesprochenen Gegensätzen, dem rein akademisch-philologischen Studium auf der einen Seite und der handwerksmäßigen Sprachmeisterei auf der andern, in Universitätskreisen immer mehr an Boden gewinnt. Ihr hat sich auch Gustav Körting in seiner „Encyclopädie und Methodologie der englischen Philologie“ angeschlossen. Das wissenschaftliche und das akademische Studium der englischen Philologie, sagt er, habe sich auf das Gesamtgebiet der englischen Sprache und Litteraturgeschichte zu erstrecken, dürfe sich also nicht auf das Neuenglische beschränken. Eine gründliche Kenntnis des Angelsächsischen sei die unerläßliche Bedingung für die wissenschaftliche Erkenntnis der neuenglischen Sprachgestaltung.

Aber auch Storms Gedanke, nur das Neuenglische systematisch-philologisch zu behandeln, ist bereits von einem deutschen Gelehrten ausgeführt worden. Karl Elze hat diesen Versuch in seinem „Grundriß der englischen Philologie“ (2. Auflage, Halle 1889) unternommen. Seltsamerweise geht er dabei von dem System der alten Philologie aus und nimmt für das Studium einer lebenden Sprache und eines modernen Kulturvolkes die Grundsätze an, die August Böckh in Bezug auf das griechisch-römische Altertum und auch hier nicht einmal ohne Widerspruch seiner Fachgenossen aufgestellt hat. So gelangt er zu der wunderbaren Definition, die Aufgabe der englischen Philologie sei „die Wiedererkenntnis desjenigen Erkennens, das dem gesamten sittlichen und geistigen Leben der Engländer zu Grunde liegt und in demselben zum Aus-

drucke kommt.“ Was heißt das? Giebt es denn ein Erkennen, das nicht geistiges Leben wäre? Und was läßt sich nicht alles zu diesem Erkennen rechnen? Gehören denn nicht alle Künste und Wissenschaften dazu, darf man das naturwissenschaftliche und mathematische Erkennen nicht zu dem geistigen Leben eines Volkes zählen? Kommt denn in dem sittlichen Leben eines Volkes nur die Litteratur zum Ausdruck? Gehört hierzu nicht die ganze Theologie und Philosophie? Und das soll alles englische Philologie sein, das alles soll der Student durcharbeiten, um den Namen eines Anglisten beanspruchen zu können!

Aber Elze giebt im Laufe seiner Untersuchung bald zu, daß als unbestrittene Disziplinen für die englische Philologie im Grunde doch nur die Litteratur und die Sprache übrig bleiben. Er fürchtet selbst, man könnte seine neuenglische Philologie mit Argwohn betrachten und gegen sein System Front machen; so zieht er sich denn beständig hinter Böckhs Autorität zurück und unternimmt keinen Schritt, ohne sich an der Leine der griechisch-römischen Sprachwissenschaft festzuhalten. Wenn sich aber der Führer selbst an den Leibgurt nehmen läßt, dann wird der Weg für den Bergbesteiger eine ebenso unsichere wie unerquickliche Fahrt. Es ist denn doch ein ziemlich gewagtes Unternehmen, Inhalt und Begriff der altsprachlichen Philologie, die sich mit dem festumschlossenen Gebiete früherer Kulturvölker beschäftigt, auf eine lebende Sprache übertragen oder gar einen modernen Dichter wie Byron oder Tennyson nach denselben Grundsätzen und derselben Methode behandeln zu wollen, wie Sophokles oder Horaz.

Elze hätte unter solchen Umständen keine Veranlassung gehabt, auf Gröber und Körting kaum mißzuverstehende Seitenblicke zu werfen, denn beide bleiben in Auffassung und Darstellung immer selbständig und konsequent. Man soll nicht jungen Most in alte Schläuche füllen, und wenn die Anglistik aus sich selbst eine besondere Philologie geworden ist, wird sie hoffentlich auch Kraft und Eigenart genug besitzen, sich selbst ohne ängstliches Anklammern an die griechisch-römische Philologie Begriff und Inhalt zu geben.

Elzes große Verdienste um die Wissenschaft, besonders um die Shakespeareforschung, sollen hier nicht angegriffen werden, allein es ist doch seltsam, daß er mit seiner Methode gerade bei den Engländern so wenig Anklang gefunden hat. Wir begreifen es sehr wohl, wenn die Engländer sich weigern, die neuen, oft wunderlichen Entdeckungen der Shakespeareologen mit stummer Ehrfurcht vor der deutschen Wissenschaft hinzunehmen, und halten es gerade nicht für „Verkehrtheit und Böswilligkeit“ — wie Elze meint —, wenn ein englischer Gelehrter schreibt: *An Englishman feels a kind of personal insult, when a German sits down and says, lets emend Shakespeare.* Wir würden sich unsre Goethe-Philologen geberden, wenn unter gleichen Verhältnissen die Engländer mit Textemendationen, Conjecturalkritiken und Auffuchungen oder Erläuterungen der Goethischen Grundgedanken Deutschland überschwemmen wollten.

Schon Elzes erster kritischer Grundsatz: „Jedes dichterische Schaffen ist bis auf einen gewissen Grad ein unbewußtes“ fordert um so mehr zum Widerspruch auf, als Elze auf diesem schwankenden Boden geradezu eine Philologie des Unbewußten aufbaut. „Bei Milton,“ sagt er, „ist der unbewußte Gedankeninhalt ein minimaler im Vergleich zu Shakespeare, bei welchem er eine außerordentlich wichtige und hervorragende Stelle einnimmt.“ Dieses Unbewußte aus den Dichtungen hervorzuholen, darin liegt, nach Elze, die Hauptthätigkeit des Philologen, bei der die strengste Methode und die umfassendste und gründlichste Kenntnis aller einschlagenden Thatsachen und Verhältnisse unerlässlich sind. Aber selbst diese Philologie des Unbewußten ist kein eigener, selbständiger Gedanke Elzes. Auch hierin lehnt er sich an Böckh an. Dieser verlangt geradezu von dem Ausleger, daß er den Autor nicht nur ebenso gut, sondern sogar noch besser verstehe, als der Autor sich selbst, denn der Ausleger, sagt Böckh, muß sich das, was der Autor unbewußt geschaffen hat, zu klarem Bewußtsein bringen, und hierbei werden sich ihm alsdann auch manche Dinge eröffnen, manche Aussichten aufschließen, die dem Autor selbst fremd gewesen sind. Das kann aber doch nur heißen: Was der Dichter für selbstverständlich in seiner Zeit gehalten hat, das ist für uns noch lange nicht selbstverständlich und bedarf der gründlichen Beleuchtung. Geht die Kritik noch weiter, so wird sie trotz Böckh und Elze eine subjektive Spielerei und ein fruchtloses philologisches Kesseltreiben. Alle Gedanken, Entwürfe und Gebilde eines Dichters philologisch erklären wollen, heißt das Genie leugnen und das dichterische Schaffen zu einem mechanischen Problem erniedrigen, worin sich alle Größen und Verhältnisse mathematisch berechnen lassen. Das Geheimnis eines Genies liegt immer in der Phantasie desselben, und wer keine Shakespearesche Phantasie besitzt, wird den Dichter nicht völlig verstehen können, selbst wenn er den ganzen philologisch-kritischen Apparat ins Feld führt. Zu welchen Verfehrtheiten sich eine derartige Methode versteigen kann, läßt sich an Elzes Grundriß selbst nachweisen. Er wendet sich z. B. gegen die allgemein verbreitete Ansicht, daß ein Dichter nach seinem rhythmischen Gefühle die Silben aneinanderreihe. „Ganz im Gegenteil,“ sagt er, „läßt sich aber durch unzweideutige Belegstellen erhärten, daß englische wie deutsche Dichter allgemein der Gewohnheit huldigen, ihre Verse zu standiren oder abzufingern.“ Elze hat für diese mehr als verblüffende Behauptung seine Belegstellen, in denen sich die Dichter selbst in unbewachten Augenblicken verraten haben. Man höre und staune! Da sagt z. B. Goethe:

Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet
 Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
 Ihr auf dem Rücken gezählt —

Natürlich hat das Goethe nur gethan, um nicht das Versmaß zu verlieren! Aber Elze bleibt streng in seiner Methode und führt auch noch einen zweiten

Gewährsmann für seine Entdeckung an: „Nuch Heine bekennt in seinen »Neuen Gedichten« indirekt, daß er seine Lieder standirt habe; er sagt:

Weit besser ist es im Summer,
Da kann ich im Walde spazieren,
Allein mit meinem Kummer,
Und Liebeslieder standiren.“

Sa ja, das sagt Heine — der schlaue Fuchs hat also auch seine Gedichte gewissenhaft abgefingert. Wir wollen nicht pietätlos sein — aber sind das Belegstellen für wissenschaftliche Theorien? Darf ein Mann, der die Shakespearekritik in Deutschland geleitet hat, hieraus seine Ansicht entnehmen, daß Goethe und Heine, nein, daß alle deutschen und englischen Dichter ihre Verse mit den Fingern abtrommelten? Aber Elze hat noch eine andre wissenschaftliche Autorität, keine geringere als — Fritz Reuter. „Eine dritte Bestätigung,“ sagt Elze, „findet sich endlich in einem an den Pastor Horn gerichteten Brief Fritz Reuters, der im Hamburger Fremdenblatt und daraus u. a. in der Saalezeitung vom 4. Dezember 1887 veröffentlicht worden ist. Fritz Reuter entschuldigt sich, daß er seinem geliebten alten Lehrer und Freunde zu seinem hohen Jubel-feste nicht mit mindestens einem halben Schock Hexametern aufwarten könne, aber — sagt er — Deijenigte, de dat Riten in de Arm' un Hänn' hett, ward slicht mit de Fingern up'n Disch heruntillfäuten un de Versfäut astellen. Diese drei Stellen, fährt Elze fort, sind allerdings zunächst nur für Deutschland beweiskräftig (!), allein die Sache steht in England nicht um ein Haar besser.“

Man denke sich Shakespeare den Hamletmonolog an den Fingern abzählend! Unmöglich! das ist ein Scherz, ein bloßer Kathedervitz, oder soll es gar Satire sein? Man ist nach Carrières satirischem, von vielen Urteilslosen ernsthaft aufgenommenem Versuche, Goethes Faust nach allen Gesetzen streng philologischer Kritik Lessing zuzuschreiben, kopfscheu geworden. Aber nein, Elze will keine Scherze machen, es ist sein heiliger Ernst. Die Theorie des Abfingerns ist ein auf wissenschaftlichem Wege durch „unzweideutige Belegstellen“ gewonnenes Ergebnis! Zu solchen Verirrungen gelangt man, wenn man nur neuenglische Philologie treibt und sich beim Studium moderner Dichter mehr auf wissenschaftliche Methode verläßt, als auf den gesunden Menschenverstand, auf natürliches Empfinden und eine bewegliche Phantasie. Elze ist erbittert über die Auslassungen eines Engländers, der, mit der deutschen Shakespeareforschung unzufrieden, ausruft: Such an attempt reminds us of the essayist in Natural History, who retired into his study to evolve, from the depth of his own consciousness the idea of a camel. Kann man aber dem englischen Gelehrten im Hinblick auf die eben dargebotene Probe ernstlich gram sein? Vermag wohl jemand, der sich unempänglich für den Humor eines Goethe oder Reuter zeigt, den göttlichen Humor eines Shakespeare zu würdigen?

Elzes Grundriß der englischen Philologie enthält manches Wertvolle, besonders in der Zusammenstellung der Bibliographie, aber auch viele Dinge, die die junge Wissenschaft nicht fördern werden. Vor den beiden Entdeckungen: der Philologie des Unbewußten und der Theorie des Abfingerns, muß aber um so mehr gewarnt werden, als Elzes Grundriß auch von sachmännischer Seite unverdient günstig beurteilt worden ist und derartige Verirrungen unter den Studenten, die auf das Wort des Meisters schwören, heillosen Unfug anrichten können. Jedenfalls hat Gustav Körting in seiner Encyclopädie ein Werk geschaffen, das für Elzes Grundriß einen mehr als ausreichenden Ersatz bietet. Sachgemäß, ruhig, ohne nervöse Seitenhiebe wird hier dem Studenten ein klarer Überblick über seine Wissenschaft gegeben. Nach einer Reihe einleitender Bemerkungen über den Begriff der englischen Philologie, über die Beziehungen derselben zu verwandten Wissenschaften, über die Geschichte und das akademische Studium der Anglistik, geht Körting auf die geschichtliche Entwicklung der englischen Sprache über. Dann folgen das Sprachgebiet, die Dialekte, die Laute, die Worte, Wortformen und Wortumschreibungen, Bemerkungen über die Syntax des Englischen, über die Rhythmik und über die Geschichte der englischen Litteratur. Die auffallende Kürze dieses letzten Teiles steht zwar in keinem richtigen Verhältnis zu den übrigen Abschnitten; Körting verweist aber auf seinen vortrefflichen „Grundriß zur Geschichte der englischen Litteratur“ und giebt in seiner Encyclopädie nur einen allgemeinen orientirenden Überblick über die Einwirkungen fremder Litteraturen, über die charakteristischen Merkmale der englischen, ihre nationale Selbständigkeit, ihren gesunden Realismus, ihre elegische und doch humorvolle Grundstimmung und ihren sittlichen Ernst. „Der sittliche Ernst aber ist,“ sagt Körting, „die kostbare Errungenschaft der englischen Litteratur auf dem Wege durch eine ebenso leidende als thatenreiche Geschichte, die, um durchgelebt und glücklich überdauert zu werden, die Anspannung der sittlichen Kräfte erheischt.“

Körtings Grundriß ist der erste wohlgelungene Versuch, eine englische Litteraturgeschichte auf wissenschaftlicher Grundlage zu skizziren. Nur eins wünschen wir: daß der auf die Dauer langweilige Kampf zwischen den Bezeichnungen „altenglisch“ und „angelsächsisch“ endlich beigelegt werde. Sollte es denn nicht möglich sein, einen einheitlichen Namen für die erste englische Litteraturperiode allgemein anzunehmen? Wir können die Gründe, die Körting für seine Benennung anführt, nicht für so schwerwiegend halten, daß man zur eignen Unbequemlichkeit an der alten Bezeichnung „angelsächsisch“ festhält und hierdurch auf die Analogie mit den Litteraturperioden des Französischen und Deutschen verzichtet.

Auch Wülker hat in seinem „Grundriß zur Geschichte der angelsächsischen Litteratur“ diese Bezeichnung aufrecht erhalten. Wer sich von dem großartigen Umfange und der Tiefe der jungen englischen Philologie ein Bild machen will,

der braucht nur Wülfers Buch durchzublätern. Es ist staunenswert, welche gewaltige Arbeitskraft sich in den letzten zwanzig Jahren dem Studium der altenglischen Sprachdenkmäler gewidmet hat, staunenswert, zu welchen ungeahnten Ergebnissen diese auf Grund richtiger Arbeitsteilung ruhende systematische Erforschung geführt hat. Die erste Blütezeit der englischen Litteratur, über die noch Chateaubriand in seinem Essai sur la littérature anglaise 1837 fast stillschweigend hinweggegangen war, bildet jetzt ein selbständiges, mächtiges Gebiet, worin man die Grundquellen für den eigenartigen Charakter der gesamten englischen Litteratur gefunden hat, worin uns die älteste aller germanischen Litteraturen überliefert ist; denn schon im neunten Jahrhundert, aus dem die frühesten Zeugnisse der deutschen Dichtung herrühren, hatte die altenglische bereits ihren Höhepunkt erreicht; und wenn auch hier eine schnelle Christianisierung dem Geistesleben ein ganz neues Gepräge verlieh, so enthalten doch gerade die altenglischen Denkmäler unschätzbare Perspektiven in das heidnisch-germanische Altertum. Niemand hat das Wesen dieser alten Litteratur treffender bezeichnet als Jakob Grimm mit den Worten: „Wir sinnend und trachten gern über die Vergangenheit. Wenn im Frühling die höher steigende Sonne aus der winterkalten Erde Gräser, Halme, Blüten treibt, so hegt im Herbst der Boden zwar noch Wärme des Sommers, aber Spizgen und Wipfel beginnen erkaltend abzuwelken. Dann geschieht es, daß das grüne Laub einiger Bäume vor dem letzten Falben seine Farbe wechselt und in Röte übergeht. Solch ein Herbstesausssehen hat mir die im Heidentume wurzelnde angelsächsische Dichtung: nicht ohne matten Widerschein setzt sie ihre Säfte noch einmal um und verkündet ihren nahen Tod.“

Aber um die eigenartige Schönheit dieser altenglischen Dichtungen zu verstehen, muß man deutsch denken und deutsch empfinden. Daß z. B. dem heutigen Franzosen das Verständnis und die Empfänglichkeit für jene Denkmäler germanischer Kultur völlig abgeht, das beweist zur Genüge Taines verschrobenes Urteil, das er in seiner englischen Litteraturgeschichte über die altenglischen Dichter fällt. *Tout leur effort est pour abréger, resserrer la pensée dans une sorte de clameur tronquée. La force de l'impression intérieure qui ne sachant pas s'épancher, se concentre et se double en s'accumulant, l'aspérité de l'expression extérieure qui asservie à l'énergie et aux secousses du sentiment intime, ne travaille qu'à le manifester intact et fruste en dépit et aux dépens de toute règle et de toute beauté, voilà les traits marquants de cette poésie.*)*

*) Ein wissenschaftliches Studium der englischen Sprache giebt es in Frankreich nicht; es ist interessant zu hören, welche Fragen aus der englischen Litteraturgeschichte dem Candidaten in Frankreich vorgelegt werden, der das Certificat d'aptitude anglais erlangen, d. h. unsre Oberlehrerprüfung bestehen will. Die Revue de l'enseignement des langues vivantes stellt in der Februarnummer des laufenden Jahres derartige Prüfungsfragen zusammen: 1. Ben Jonson. Sein Humor. Das Sonett im Anfang des neunzehnten

Dieser Eifer in Deutschland für die wissenschaftliche Erforschung und das wachsende Interesse und Verständnis für die altenglische Litteratur ist nicht zum geringsten Teile ein Verdienst Bernhard ten Brinks, der in seiner „Geschichte der englischen Litteratur“ (Erster Band bis zu Wiclifs Auftreten, Berlin 1877) die durch wissenschaftliche Studien gewonnenen Ergebnisse in gebiegener und gemeinverständlicher Form einem größern Leserkreise zuzuführen verstanden hat. Nachdem zwölf Jahre ins Land gegangen sind, in denen allerdings manche Ansichten ten Brinks in jenem ersten Bande sich umgestaltet haben, ist die erste Hälfte des zweiten Bandes (Berlin 1889) erschienen, der uns bis zur Thronbesteigung Elisabeths führen soll.

Gleich im Anfange, im Vorspiele der Reformation und der Renaissance, entrollt ten Brink ein vortreffliches Bild von der politischen Lage Englands in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, von dem erbitterten Kampfe zwischen Kirche und Staat, zwischen den Anmaßungen einer übermütigen Kurie und den Unabhängigkeitsbestrebungen des englischen Königtums. Von diesem bewegten Hintergrunde hebt sich die mächtige Gestalt Johann Wiclifs ab, der die politischen und religiösen Strömungen jener Zeit in die fruchtbarste Verbindung mit der Entwicklung der nationalen Sprache und Litteratur brachte. Man merkt der StraÙe, die uns der Verfasser hierbei führt, nicht mehr an, welche gewaltigen Hindernisse vorher von der philologischen Forschung fortgeräumt worden sind; wir stehen immer auf dem Boden strenger fachmännischer Kritik, und dennoch weiß der Verfasser uns in geschichtsphilosophischer Weise auf höhere Aussichtspunkte zu führen und aus den mannichfaltigen Erscheinungen den allgemeinen Gedanken hervorzuheben. Trotz der vielen kirchenpolitischen Agitationen kam man damals in England mit der Abstellung der Mißbräuche nicht recht vorwärts. „Überall — sagt ten Brink in Bezug hierauf —, wo wir in der Geschichte Ideen wirken sehen, sind sie in Verbindung getreten mit mehr oder weniger unreinen irdischen Mächten, welche manche Hindernisse auf ihrem Wege beseitigen mögen, dafür aber mit ihrer ganzen Schwere sich an ihre Flügel heften. Auf keinem Gebiete vielleicht tritt dieses Verhältnis deutlicher zu Tage, als auf dem der Kirchengeschichte, besonders deutlich auch in jener Epoche.“

Jahrhunderts. Nennen Sie einige Sonettidichter. Hat Wordsworth Sonette geschrieben? 2. Erzählen Sie etwas über den Spectator, über Addison's Kritik des Paradise Lost, über die Essays on Imagination, über Cato. — 3. Was wissen Sie über die englischen Essayisten? nennen Sie die Zeitungen, in denen sie schrieben. — 4. Erzählen Sie, was Sie über Charles Dickens wissen. Nennen Sie seine hauptsächlichsten Werke. Haben Sie Nicholas Nickleby gelesen? Welchen großen Dienst hat Dickens England durch seine Romane geleistet? — 5. Welches waren die großen Redner am Ende des 18. Jahrhunderts? Ist Burke ein großer Schriftsteller? D'Israeli, bevor er ein public man wurde. Seine Romane. — 6. Wer und was waren die Lake Poets? Diese Fragen würden bei uns einem Candidaten gestellt werden, der die facultas docendi für die mittlern Klassen erlangen will.

Vortrefflich ist die Charakteristik Wiclifs, der zwar nicht den genialen Schwung eines Luther, noch die herbe Größe eines Calvin besessen habe, aber doch eine Persönlichkeit von unwiderstehlicher Anziehungskraft gewesen sei. Seine litterarische Bedeutung liegt — nach ten Brink — darin, daß er das Gebiet der englischen Prosa erweitert, daß er sie an ein knappes Maß gewöhnt und zum Organ streng logischer Gedankenentwicklung und Beweisführung ausgebildet hat. Durch Wiclif ist die englische Prosa zur Würde der nationalen Bibelsprache erhoben worden. Während Wiclif als Protagonist der Reformation die künftige Spracheinheit vorbereitet, wird diese durch Chaucer, den Vertreter der beginnenden Renaissance, fast zur vollendeten Thatsache gemacht. Mit Chaucer gelangt ten Brink auf ein Gebiet, das er dem Anglisten schon durch eine Reihe gediegener Monographien vertrauter gemacht hat. (Chaucer, Studien zur Geschichte seiner Entwicklung und zur Chronologie seiner Werke; Chaucers Sprache und Verskunst u. s. w.) In diesen Kapiteln zeigt sich der Verfasser unübertrefflich. Mit stilistischer Meisterschaft schildert er die seltsame Zeit des Dichters mit ihrer halb chevaleresken, bald cynischen Geistesrichtung, mit ihrem übertriebenen Luxus und ihrer verschmückelten Kunstauffassung, mit ihrer buntscheckigen Tracht, mit der Pflege der französischen Modelitteratur, in der der Rosen-Roman die Hauptrolle spielt, „jene wunderliche und wunderbare Dichtung, die in ihren zwei so ungleichartigen Teilen für die Kultur des ausgehenden Mittelalters in mehr als einer Rücksicht typisch ist.“ Bald dringt die Fülle des Stoffes so mächtig auf den Verfasser ein, daß er zu einer aphoristischen Darstellungsweise seine Zuflucht nehmen muß; bald ergießt sich der Strom in behaglicher Breite, besonders da, wo Chaucers Dichtungen in ihrer innern Entwicklung, in ihren Quellen, in ihrer litterarischen Bedeutung vorgeführt werden. Mit sichern Zügen ist der Einfluß Italiens auf Chaucer gezeichnet. Während John Gower, der rücksichtslose Satiriker, trotz seiner humanistisch angehauchten Sprache mit allen Anschauungen noch tief im Mittelalter steckt, hat Chaucer während seines Aufenthalts in Italien die mächtige Kulturbewegung der italienischen Renaissance auf sich einwirken lassen und sich die Weltanschauung eines Dante, Petrarca und Boccaccio zu eigen gemacht. In gerechter Würdigung ihres gewaltigen Einflusses auf die englische Litteratur geht ten Brink näher auf ihre Bedeutung ein. Treffend vergleicht er Petrarca mit Voltaire. „An beiden bewundern wir die Vielseitigkeit der Anlage, die außerordentliche Rezeptivität, die rastlose Beweglichkeit des Geistes. Beide zeigen die Sensibilität und die Eitelkeit in gleichem Maße entwickelt. Beiden war der Blick des Genius verliehen. Wenn wir an Voltaire den kolossalen Verstand anstaunen, mit dem er den schwierigsten Problemen ihre praktische Seite abzugewinnen vermag, und den Geist, womit er seinen Gedanken die einfachste, treffendste Form giebt, so bewundern wir an Petrarca die geniale Intuition, die ihn befähigte, aus dem Mittelalter heraus bei durchaus un-

genügenden Vorbildern und Hilfsmitteln eine untergegangene Welt in ihrer Bedeutung für edel menschliche Bildung zu erkennen."

Aber Chaucer neigte seiner ganzen seelischen und geistigen Anlage nach mehr zu Dante und Boccaccio; der Einfluß Dantes machte sich denn auch bald in formeller Beziehung in seinen Dichtungen geltend, während Boccaccio ihm eine reiche Fülle neuer Stoffe und dichterischer Motive lieferte. Eine gewisse religiöse Schwärmerei, von der Chaucer während seiner italienischen Reise im Jahre 1372 beherrscht wurde, machte ihn besonders für die großartigen Ideen der Göttlichen Komödie empfänglich und zeitigte seine Legendendichtung, das „Leben der heiligen Cäcilie“ und das ABC, einen Hymnus an die heilige Jungfrau in 23 Strophen. Aus der Periode dichterischer Unthätigkeit, in die Chaucer durch seine Verheiratung, Familiengründung und Beamten-thätigkeit versetzt wurde, riß ihn Boccaccios Epos, die „Teseide;“ jene höchst merkwürdige, für den Litterarhistoriker äußerst lehrreiche Dichtung, worin sich nach ten Brink in greifbarer Weise die Wahrheit findet, daß in einem Kunstwerke Stoff und Form, Zeitgeist und Dichtungsgattung, Individualität und Stil aufs engste zusammengehören. Chaucer bearbeitete dieses Epos zu seiner Dichtung „Palamon und Arcita“ in der Form einer siebenzeiligen Stanze mit realistischen und humorvoller Auffassung. Von „Palamon und Arcita“ sind uns nur Bruchstücke erhalten, allein in späterer Überarbeitung erscheint das Ganze als „Erzählung des Ritters“ in den Canterbury Tales. Diesem Hauptwerke Chaucers, der „großen Symphonie der mittelalterlichen Dichtung,“ widmet ten Brink zwei Kapitel, auf deren geistvollen und lehrreichen Inhalt wir hier nicht weiter eingehen können.

„Wir sehen,“ sagt ten Brink im Rückblick auf Chaucer am Schluß des vierten Buches, „im Leben des Dichters Epochen freudiger Weltlust, religiöser Erhebung, philosophischer Resignation mit einander abwechseln. Je mehr er sich dem Ziel seiner Tage näherte, wurde er immer genügsamer, stiller, ruhiger; seine Philosophie wurde immer mehr von religiöser Anschauung durchtränkt, seine Religion immer philosophischer. Dem Dienste der Mäusen aber, der alle Phasen seines Lebens verklärend begleitete, blieb er bis zum Ende treu. Chaucer hat seine ganze Lebensweisheit in die letzte Ballade „Wahrheit“ niedergelegt, die mit der Strophe beginnt:

Der Wahrheit lebe, weich dem Pöbel aus,
Mit deinem Loos zufrieden, ob's auch klein;
Denn Fort schafft Haß, beim Steigen winkt der Graus,
Neid folgt der Menge, Glück ist niemals rein.
Soviel als du bedarfst, genieß als dein.
Thu selber gut, wer rät in fremden Dingen,
Und glaube: Wahrheit wird dir Freiheit bringen.

Das fünfte Buch, von dem leider nur ein unvollendeter Teil vorliegt, behandelt Chaucers Nachfolger, den humanen, aber furchtsamen Thomas Deceve

und den zwar wenig originellen, aber äußerst produktiven und vielseitigen Sohn Lydgate. Die folgenden Abschnitte sind den Anfängen der dramatischen Dichtung, dem geistlichen Schauspiel, gewidmet, dessen Entwicklung bis zum anglonormannischen „Mysterium von Adam“ im zwölften Jahrhundert verfolgt wird. Das vorliegende Buch schließt mit einer vortrefflichen Charakteristik des fünfzehnten Jahrhunderts, jener traurigen Lancaster-Ära, die, vom Geiste harter Unduldsamkeit und blutiger Orthodoxie beherrscht, das Kulturleben Englands auf allen Gebieten gehemmt hat und besonders der freien Entwicklung einer nationalen Prosa hinderlich gewesen ist. „Wie unerfreuliche Kühle den Sonnenaufgang ankündigt, so wehte in den finstersten Zeiten des Mittelalters kaum so unerquickliche Luft, wie in dem Jahrhundert, wo das Mittelalter zu Ende ging.“

Ten Brink hat uns auch mit diesem Buche durch die fesselnde Form der Darstellung und durch die erstaunliche Fülle des Inhalts in unausgesetzter Spannung gehalten. Der wissenschaftliche Wert des Buches ist über jede Besprechung erhaben; auch dieser Band wird, wie der erste, dem Studenten eine sichere Grundlage für literarische Arbeiten bieten; aber hervorgehoben muß noch einmal werden, daß wir hiermit nicht nur ein fachmännisch gelehrtes, sondern auch ein glänzend geschriebenes Werk besitzen, das jeder Gebildete mit wahren Genuß studiren wird. Hoffentlich läßt uns der Verfasser auf den folgenden Teil nicht zu lange warten.



Die Mumienbildnisse von Rubajat im El Fajum

Von Ernst Boetticher



Es war ein kunstgeschichtliches Ereignis, als im Sommer 1888 in München Mumienbildnisse ausgestellt wurden, die im fernen Nillande, in der Oase El Fajum gefunden, Zeugnis ablegen von einer ungeahnten Entwicklung der Porträtmalerei vor mehr als zweitausend Jahren. Diese seitdem auch in Berlin ausgestellten Bildnisse erwecken die allgemeinste Aufmerksamkeit, ja man darf sagen, sie regen Künstler, Kunstgelehrte und Laien gleichermaßen auf. Für die Würdigung ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung machte ich im Sommer vorigen Jahres neue Gesichtspunkte in der Tagespresse (Kölnische Zeitung) geltend. Da diese nicht